



Aus Freude am Lesen

Die Diplomatenöhne Noel und Julius sind beste Freunde und Zimmergenossen im Elite-Internat von St. Ebury. Dann verlieben sich beide in die schöne Fall, Tochter aus gutem Hause. Sie entscheidet sich für den beliebten und gutaussehenden Julius. Noel, der als introvertierter Bücherwurm gilt, ist zutiefst gekränkt. Schnell wird daraus eine Belastungsprobe für ihre Freundschaft – doch die erste Liebe bedeutet für alle noch viel mehr: das Ende ihrer unbeschwerten Jugend.

COLIN MCADAM, 1971 geboren, ist in Hongkong, Dänemark, England und Kanada aufgewachsen. Er hat in Cambridge sowie in Kanada Literatur der Renaissance studiert. »Fall« ist nach »Ein großes Ding« sein zweiter Roman.

Colin McAdam

Fall

Roman

*Aus dem kanadischen Englisch
von Eike Schöpfung*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Fall* bei Riverhead Books, New York.

Die Übersetzung wurde gefördert durch den Canada Council for the Arts.



Canada Council
for the Arts

Conseil des Arts
du Canada



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Schleipen Werkdruck* liefert Cordier, Deutschland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2014

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2009 Colin McAdam

Copyright © 2010 für die deutsche Ausgabe: Verlag Klaus

Wagenbach, Emser Straße 40/41, 10719 Berlin, mit freundlicher
Genehmigung

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © *plainpicture* / *Magnum* – *plainpicture* selec-
tion / Peter Marlow

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74655-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inhalt

<i>FALL</i>	9
<i>NOEL</i>	15
<i>JULIUS</i>	59
<i>BLEIB SO</i>	85
<i>PINK UND BLAU</i>	113
<i>ÄPFEL</i>	135
<i>WILLIAM</i>	167
<i>ETWAS ANDERES GIBT ES NICHT</i>	173
<i>WILLIAM</i>	219
<i>ROTES HOTEL</i>	227
<i>DAS IST EIN DATE</i>	245
<i>ZÄHNE</i>	277
<i>WILLIAM</i>	337
<i>DAS BIN ICH</i>	345

Für Suzanne
und alte, verlorene Freunde

FALL

Halbe Stunde Lippen und Seide vorn und hinten und ihre Wangen sind wie Pfirsiche wie Pfirsiche wie Pfirsiche.
Ich liebe deine Hände.
Ich liebe *deine* Hände.
Ich möchte anhalten. Du bist so schön ich möchte anhalten.
Willst du.
Jetzt.
Willst du.
Jetzt.
Ich liebe dein Lächeln du wirst rot wie ein heißer Sommerpfirsich sag ich.
Du überrasch mich.
Mhm.
Du überraschst mich.
Mhm.
Sie sagt sie beobachtet mich. Sie sagt ich hab eine Form wie ein V. Deine Schultern und die Taille.
Ich kann den Kreuzstütz.
ogott.
Willst du. Bitte.
Jetzt.
Ich weiß gar nicht wann du Spaß machst ich liebe dein Lächeln so sehr. Willst du.
Hier.
Ich weiß nicht wir könnten es da hinten versuchen sag ich und lauf raus, um ihre Tür aufzumachen, und Hier ist es so schön grün sagt sie.
Ihre Stimme klingt immer, als lächelte sie dabei und sei schlau.

Ich drück sie an den Wagen und küsse sie und komm mir vor wie William, wenn er ihr hinten die Tür aufmacht.

Beeil dich Julius es ist kalt sagt sie. Gefällt dir mein BH.

Ja!

Ist Seide!

Ich zieh das Hemd aus und sie hilft mir dabei und ihre Finger sind Federn, blick leck.

Du bist eine Frau sag ich.

Bingo sagt sie.

Aber ich meins ernst, ich kann es nicht erklären.

Sie lächelt und fröstelt und sagt Halt mich warm.

Ich will sie fragen, ob sie Angst hat, weil ichs mit der Angst kriege, egal wie, egal wie oft ich es gemacht hab, fünfzehn Mal, aber ich will sie nicht ablenken.

Ich mag die Gegend hier, wir umschlingen uns und ich küsse sie in den Nacken.

Sieh aus dem Fenster sagt sie. Es ist so grün und schwarz.

Ich hab Angst, dass jetzt bloß noch geredet wird, Lippenworte, wo doch Küsse und Mmms sein sollten, aber sie küsst meine Narbe und beißt mich auf die Lippen und löst den Verschluss ihres BHs und sagt mit Zunge und Zähnen und lispelnd Verschluss.

Ich muss mir die Nase putzen.

Ich dreh sie auf mich und schau.

Montag ist Schule sagt sie.

Ja sag ich.

Du zitterst sagt sie.

Nein.

Du runzelst die Stirn sagt sie.

Nein.

Jungs werden sehr ernst wenn Mädchen die Bluse ausgezogen haben sagt sie.

Ich liebe dein Lächeln. Schschitt. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Sie knöpft sich ihre Jeans auf. Das mag sie, seit ich gesagt habe dass ichs mag.

Magst du das.

Ja!

Seide!

Sie sagt sie mag's auf dem Rücksitz der Limo. Ich sag wir können uns rumwälzen wie auf einem Feld einem großen Lederfeld und sie sagt Heute Abend hast du ja den Kopf voller Pfirsiche und Farmen.

Ich dreh sie unter mich und denk, ich sollte auch die Jeans aufknöpfen, so wie sie.

Heut Abend trag ich keine Seide sag ich.

Sie bringt mich dazu, blöde Witze zu reißen.

Ich habs satt, ein Fremder zu sein und blöde Witze zu reißen.

Wir sollten jetzt gleich alles machen sag ich dann wärs vorbei und wir könnten alles noch mal machen, ehrlich.

Mhm.

Ich hab den Wagen von William, der seinen Bauch nicht mag, der jedes Mal sagt, wenn ich ihn ausleihe: Das könnte mich den Job kosten, und lacht, weil er seinen Job nicht mag, er mag doch bloß Mädchen und einen Platz bei der Indy 500, hat er mir gesagt. Wenn William am Steuer sitzt, ist er in seiner eigenen Welt, sagt er, und mein Dad auf dem Rücksitz ist in seiner eigenen Welt, und ich denke, wie zwei Leute in einem stillen schwarzen Wagen in zwei großen Welten sein können und dabei rumfahren, wo sind wir.

Ich will dir nahe sein sag ich.

Ich glaub ich hör ein Auto sagt sie.

Ich will jetzt alles machen.

So krieg ich keine Luft.

In Dads Auto kann niemand reinsehen. Die Scheiben sind getönt sag ich. Auf einer Party habe ich zu einem Marine gesagt, er soll auf die Scheiben schießen, aber er hats nicht gemacht. Hier kann man nicht reinsehen oder uns erschießen.

Was sagt sie. Warte, du bist schwer. So.

Du brauchst keine Angst zu haben sag ich.

Ich hab keine Angst sagt sie. Sie schaut mir in die Augen und

lächelt. Ich bin anständig sagt sie. Sie breitet die Arme aus und zeigt mir alles.

Sie bedeutet allen alles und sie ist hier auf dem Rücksitz.

Ich beruhig mich gleich.

Manchmal sitz ich hier hinten mit Dad, er ist hier auf dem Rücksitz.

Nicht bewegen sag ich. Ich will sehen.

Ich hab nie so nah hingesehen. Sonst lässt mich niemand so nah hinsehen.

Bitte.

Alle, die ich kenne.

Sieh durch die Scheibe dieses dunklen Wagens.

Eigentlich hast du gar keine Angst oder.

Muss ich denn sagt sie.

NOEL

Die Tage, die mich prägten, die mich verändern sollten, die mich eigentlich nicht prägten, die zeigen mir jetzt, was ich war. Meine Tage in dem Zimmer mit Julius. Jahre haben ein wenig Sicherheit geschaffen.

Es war keine Schule mit Dudelsack und Profs und Tweed.

Sie war keine, wo man sprach, wie man nicht spricht.

Sie war weder im schottischen Hochland noch in den Hügeln Neuenglands.

Sie hatte Traditionen, doch die Traditionen waren nicht alt.

Wie die meisten Privatschulen war sie teils Fantasie, teils Wirklichkeit, und daher die reine Wirklichkeit. Eine, wo keine Sagen, sondern Geschichten passierten, wo es keine Lektionen gab, sondern gelernt wurde, und keiner ging mit Erinnerungen an hübsche moralische Geschehnisse ab. Ich ging mit Erinnerungen ab. Es gab zu viele Widersprüche, als dass es Sinn ergeben hätte, so ist mein Leben immer gewesen. Wir waren Jungs, die Anzug trugen, Affen mit Manieren. Wir hatten keine Eltern, wurden aber wie Babys behandelt. Wir waren uns oft selbst überlassen, mussten uns aber an Hunderte von Regeln halten.

Wir waren achtzehn, so erwachsen, wie es eben ging.

Meine Erinnerungen zucken wie der Morgen in der Stadt.

»Washtag«, sagte Chuck. Er stand im Flur mit Ant, sah zu uns ins Zimmer rein, wo Julius lag, ein Tuch über den Augen.

»Washtag«, sagte Ant als Echo Chucks, und er lief in unser Zimmer, schwang sein wäschegefülltes Kopfkissen und haute es Julius über den Kopf.

Julius sagte: »Lass den Scheiß, echt.«

Ich musste einen Test schreiben, um ans St. Ebury zu kommen. Ich war vierzehn. Meine Eltern brachten mich hin – kurz bevor sie weggingen. Zu dritt saßen wir dem Schulleiter gegenüber, der alle Vorstellungsgespräche selber führte, und mir fiel auf, dass er mich gar nicht komisch ansah.

»Noel wird einen Test machen müssen«, sagte er. Ich suchte nach Zeichen.

Es ging nur ums Geld – das hatte ich vom St. Ebury gehört. Aber Geld war kein Thema. Ich suchte nach Zeichen auf seinem Gesicht, um zu sehen, ob ihm mein Auge unangenehm war.

»Im Grunde ist das ein Intelligenztest«, sagte er.

»Das hat man uns aber nicht gesagt«, sagte ich, womit ich für meine Eltern sprach.

»Ganz ohne Vorbereitung«, sagte der Schulleiter. »Du brauchst nichts zu lernen. Du brauchst nur diesen Bleistift.« Ich kam in ein leeres Klassenzimmer.

Julius war verkatert.

»Fetter Kater«, sagte Chuck.

»Fetter Abend«, sagte Ant.

»Fettes Ding«, sagte Chuck.

»Hätt er wohl gern«, sagte Ant.

»Fetter als deins«, sagte Chuck, worauf Ant ihm den vollgestopften Kissenbezug über den Kopf haute.

»Verpiss dich«, sagte Julius, das Gesicht jetzt im Kissen.

Es war Sonntag, und jeder hatte Geschichten vom Wochenende.

»Ant hatte heute Morgen deine Kotze auf den Schuhen«, sagte Chuck zu Julius.

»Erst hab ich sie gerochen«, sagte Ant. »Dann gesehen. So ein Stückchen, wie Kartoffel, hat in den Senkeln gesteckt.«

»Uää«, sagte Julius.

»Und du machst das sauber«, sagte Ant.

»Heute ist Washtag«, sagte Chuck. »Das Wochenende wegschrubben, Mann, alles wegwaschen. Ich *fasse* es nicht, wie

scheißbesoffen ich gestern Abend war, und da hock ich hier in der Ecke und denke, ich will heute Abend nichts losmachen, und da seh ich euch zwei an, Jules da, Mr. Schwallius, der dir über die Schuhe schwallt und kotzt, und ich denk, Mann, ich will heute Abend doch was losmachen, weil ich *nicht* so hässlich bin wie die beiden Spacken da.«

»Und was war dann Sache?«, sagte Ant.

»Die Sache war die«, sagte Chuck, »dass ich *nichts* losgemacht habe.«

»Die traurige Wahrheit«, sagte Ant.

»Das ist die traurige Wahrheit, Antony, und die noch traurigere Wahrheit ist, dass du auf deinen Sneakers Kotze hast, und noch trauriger ... die traurigste Wahrheit ist, dass Mr. Schwallius hier was losgemacht hat und wir mit nichts zurückgekommen sind.«

»Traurig«, sagte Ant.

»Also«, sagte Chuck, »Wach auf, du Arsch, und sag's uns.«

»Komm tschon, Tschulius, erzähl uns alles.«

»Geht bitte raus«, sagte Julius. Er drehte sich herum, um das Gesagte zu unterstreichen. »Bitte geht raus aus meinem Zimmer«, sagte er und vergrub wieder das Gesicht.

»Dein Zimmer?«, sagte Chuck. Er lehnte sich an das obere Bett und sah zu Julius im unteren hinab. Er klopfte auf die leere obere Matratze.

»Dein Zimmer?«, sagte Ant, der zum Waschbecken in der Zimmerecke sah.

»Komm, Julius. Wach auf. Sei nicht so selbstmitleidig. Wach auf. Es ist zwei Uhr. Die Sonne scheint. Es ist Waschttag. Drei Stunden bis zur Andacht. Eine Ladung Weißes. Eine Ladung Bunttes. Zwei Kippen. Dann ist auch schon Andacht.«

»Komm schon«, sagte Ant.

»Komm schon«, sagte Chuck.

»Komm schon«, sagte Ant.

»Komm schon«, sagte Chuck.

»Komm schon«, sagte Ant.

»Ach, verdammt«, sagte Julius und rollte sich aus dem Bett, landete auf dem Fußboden, das Gesicht nach oben. Er zog sein Shirt bis über die Brustwarzen hoch, sah Chuck und Ant an und sagte: »Saugen.«

Chuck öffnete die Schranktür und holte Julius' wäschegefüllten Kopfkissenbezug vom Boden des Schrankes.

»Seine Brustwarzen sind braun«, sagte Ant über Julius' Brustwarzen.

»Lecker«, sagte Chuck.

»Von der Sonne«, sagte Julius.

Chuck bewarf Julius mit dem Kissenbezug. »Der Clown ist braun«, sagte Chuck. »Aber jetzt«, sagte er, »klär uns auf. Sag uns, wie dieser Clown mit den komischen braunen Brustwarzen so ein Riesenschwein haben kann.«

Sie gingen zur Tür, eins, zwei, drei, und beide sahen sie mit hochgezogenen Brauen zum Waschbecken in der Ecke hin.

Ich stand am Waschbecken und putzte mir weiter die Zähne.

Das St. Ebury stand auf einem Berg im reichsten Teil der Stadt, wo alle Botschafter wohnten. Das St. Ebury wurde in dem Jahr 121, was es zu einer der ältesten Schulen Kanadas macht. Es hatte 114 Schüler in den Klassen neun bis zwölf. Nur dreißig waren Mädchen.

Meistens konnten sich die im letzten Schuljahr ihre Zimmergenossen selbst aussuchen. Julius hatte zu viele Freunde. Es waren so viele, dass sie alle glaubten, er sei schon vergeben. Alle suchten sich einen, so dass Julius allein blieb. Er kriegte nicht den Zimmergenossen, den er wollte.

Ich war seit der Achten am St. Ebury. Julius kam aus den Staaten, in die Elfte. Ich war mit keinem befreundet.

Im letzten Jahr hatte man nur einen Zimmergenossen. Wenn Leute in die Neunte bis Elfte kamen, hockten sie mit zwei oder drei weiteren in einem großen Zimmer mit zwei Waschbecken, zwei Etagenbetten und zwei Schränken.

Im letzten Jahr wohnte man in den Zimmern, die nach vorn raus gingen, mit Blick über den Haupteingang und die Allee, die zum Haus des Schulleiters führte. Die Zimmer waren schmal, an einer Wand Etagenbett und Waschbecken, an der anderen zwei Schreibtische mit Regalen.

Der Schulsprecher wohnte allein, dann gab es noch ein anderes Einzelzimmer für einen weiteren aus der Abschlussklasse. Alle dachten, Julius würde Schulsprecher werden, aber dann hieß es, sein Vater habe sich eingeschaltet und gesagt, das wäre nicht richtig.

Als dann allen klar wurde, dass er keinen Zimmergenossen gefunden hatte, glaubte man, Julius werde das andere Einzelzimmer bekommen. Alleinsein war ein Privileg. Es war ruhig. Man konnte laute Träume haben oder Träume, in denen man weinte, und niemand würde es erfahren.

Sie gaben das Zimmer Chris, der eigentlich Tim hieß. Chris hatte Akne im Gesicht und am ganzen Körper. Einmal ließ ihn ein Neuntklässler an einem dreckigen Turnschuh riechen. Er nahm Chris in den Schwitzkasten, hielt ihm den Schuh über Nase und Mund, und bei dem Kampf scheuerte etwas von der Akne ab, so dass es aussah, als würde er Blut weinen.

Die meisten Neunt- und Zehntklässler hatten ihre Zimmer auf dem Stock darüber. Einer der Aufsichtslehrer hatte dort oben eine Wohnung, und zwei Aufsichtsschüler teilten sich ein Zimmer am anderen Ende des Flurs.

Auch Julius hätte Aufsichtsschüler sein sollen, aber er fand, dass die zusätzlichen Pflichten ihn behinderten. Die Aufsichtsschüler überwachten die abendlichen Lernstunden und achteten darauf, dass zur Schlafenszeit die Lichter aus waren. Sie sollten dafür sorgen, dass keiner aus der Reihe tanzte, besonders bei den Kleinen, und jeden Abend zwischen Lernstunde und Schlafenszeit überwachte einer der Aufsichtsschüler das Nachsitzen in Zimmer 21 – eine Stunde für jeden, der sich auf den Etagen danebenbenommen hatte.

Julius' und mein Zimmer lag direkt überm Haupteingang der Schule. Dort gab es eine Veranda mit kräftigen, gitterartigen Balken, die wie zum Hochklettern gemacht waren. An den meisten Abenden stieg Julius aus dem Fenster, um im Park gegenüber der Schule eine zu rauchen. Recht häufig kam er nur bis zum Vorbau über der Veranda – blieb auf halber Strecke über den Balken, unmittelbar vor dem Fenster, hockte da mit seiner Zigarette, deren Spitze aufglomm und wieder verblasste. Manchmal ging noch ein anderer mit ihm raus. Dann wurde um Mitternacht unsere Tür aufgestoßen, und Chuck oder Ant oder beide traten gegen das untere Bett, riefen »Kippe!«, schoben das Fenster hoch und stiegen hinaus.

»Gehn wir in den Park«, sagte Julius dann etwa, worauf Chuck etwa »Drauf geschissen« antwortete. Also hockten sie sich gleich hinters Fenster und quatschten eine Zigarettenlänge lang. Chuck: »Hoffentlich können wir an der McGill noch Rugby spielen.«

Ant: »Da bin ich zu viel mit Ficken beschäftigt.«

Chuck: »Deine Tante geht an die McGill?«

Ant: »Sehr witzig.«

Julius: »Ich mag den Geruch der Blätter.«

Sie mussten das Fenster einen Spalt offen lassen, damit sie den Riegel wieder lösen und hereinkommen konnten. Manchmal saßen sie draußen in der Kälte und sagten Gott o Gott o Gott, und der Wind fegte ins Zimmer. Später im Jahr ging Julius nachts noch weg und wusste gar nicht, dass die Papiere auf seinem Schreibtisch blau wurden, wenn der Mond hereinschien.

Der Alltag änderte sich von Jahr zu Jahr nicht sehr. Das Einzige, was anders wurde, war das Ausgehverbot. Die Klassen neun und zehn mussten um 21.30 Uhr auf den Zimmern sein, Lichtaus war dann um 22.00 Uhr. Aber je älter man wurde, desto flexibler handhabte man es, und alles hing davon ab, wer gerade Dienst hatte.

Als ich ans St. Ebury kam, sagte jeder:
»Ihr Vater ist ein italienischer Graf.«
»Quatsch.«
»Die tragen beim Abendessen Handschuhe.«
»In Wirklichkeit heißt sie Fallon.«
»Fallon Fitzgerald Destaad.«
»Destindt.«
»Sie ist kalt.«
»Sie ist komisch.«
»Sie ist zickig.«
»Sie ist nicht naturblond.«
»Sie ist schlau.«
»Sie ist die schlaueste an der Schule.«
»Ihr Vater macht in Hightech.«
»Ist reich.«
»Stinkreich.«
»Hat IncoTel gegründet.«
»Ist IncoTel.«
»*War* IncoTel, hat den Laden verscherbelt und einen Haufen Kohle gemacht.«
»Schweinekohle.«
»Die Mutter hat alles genommen.«
»Die sind geschieden.«
»Ich hab sie zusammen gesehen.«
»Die sind ständig in der Zeitung.«
»Ich hab sie nie gesehen.«
»Wohnt in den Hightech-Hills.«
»Keiner weiß, warum sie eine Interne ist.«
»Stipendium.«
»Sie ist die schlaueste an der Schule.«
»Sie sieht bloß italienisch aus.«
»In den Hightech-Hills geboren.«
»Ihre Haare sind kastanienbraun, reines Kastanienbraun, und Natur, ich find's schön.«
»Ich will sie als Freundin.«

»Sie ist meine Freundin.«

»Sie ist die Freundin von allen.«

»Ich liebe sie.«

Ich weiß noch, wie ich sie zum ersten Mal im Aufenthaltsraum im Erdgeschoss gesehen habe, wie sie vor der ganzen Schule vorbeischwebte.

Ein Gesicht konnte mich leiten und meine Erlösung sein. Es konnte mein Trost sein und das Ziel des Aberglaubens. Es ist schier unfassbar, dass ich es mir nicht mehr vorstellen kann.

Als ich für einen Aufsatz die Höchstnote erhielt, war das ein Anzeichen dafür, dass Fall mich später einmal lieben würde. Als ich beim Basketball von der Linie aus einen Korb warf, was mir selten gelang, dann deswegen, weil ich in jener Woche, jenem Halbjahr, jenem Jahr Fall küssen sollte.

War sie nah, wusste ich es immer. Bei Versammlungen wusste ich, wo sie saß, fast ohne hinzusehen. Befand sie sich in einer Menge am Ende des Gangs, außer Sichtweite, spürte ich, dass sie da war, und ich näherte mich ihr, ging vorbei.

Es war nicht nötig, dass sie mich gleich bemerkte. Ich wusste, dass sie mein Innerstes irgendwann kennen würde. Ich sah mich als einen Forscher, der an einem unbekanntem Stück Vollkommenheit vorbeisegelte. Ich wusste, wo es war, eines Tages würde ich dort landen, dann würde mein Geschlecht wachsen.

Und als Julius kam und alle, auch Fall, zu ihm hingezogen wurden, beunruhigte mich das nicht besonders. Es war, als sei das Teil des Plans. Ich sah sie in den Wohnheimen zusammen, und ich mochte sein Gesicht, dachte, eine Weile verdient sie so einen.

Auf keinen Fall wollte ich sie verletzen.

Die Internen mussten am Sonntagabend vor Beginn des Trimesters da sein. Den ganzen Sonntag fuhrten also Eltern vor und setzten Söhne, Töchter und Koffer ab. Das alles ließ

sich von den Zimmern auf der Vorderseite der Schule beobachten.

Die jüngeren Internen kamen in der Regel mit feuchter Nase auf die Etagen, vom Abschiednehmen – besonders die Neuen. Sie trugen Sachen, die sie wahrscheinlich nie mehr tragen würden – Pullover von Zuhause, Jeans mit Löchern, Sachen, die sie auf den Etagen entweder nicht tragen durften oder die sie mit der Zeit nicht mehr mochten, als sie sahen, was die erfahrenen Internen trugen.

Hatte ein Zimmer zwei neue Interne, waren sie sogleich Freunde. »Tragen wir morgen was beim Duschen, eine Badehose?«, war meist die erste Frage. Der eine hatte dann mehr Antworten als der andere.

»Heute Abend ist keine Lernstunde, weil es der erste ist, aber morgen ist sie um halb acht.«

»Was bedeutet Lernstunde?«

»Hausaufgaben machen.«

»Was haben wir in der Lernstunde an?«

»Weiß nicht.«

»Ich überlege, ob ich früh duschen soll, bloß um nicht ins Gedränge zu kommen. Vielleicht dusche ich auch nachts.«

»Ich weiß nicht, ob man das darf.«

Sie packten ordentlich aus und achteten zumeist darauf, dass sie den Raum gut aufteilten. »Willst du die Schublade hier?«

»Nein, nimm sie nur.«

»Ich hab aber schon vier.«

»Ich auch. Nimm sie.«

»Bestimmt?«

Es war der letzte höfliche Abend des Jahres.

Für die Schüler, die einander schon kannten, war das alles Routine, und zu der Routine gehörte, dafür zu sorgen, dass den Neuen klar wurde, dass sie erfahrener waren. Chuck und Ant waren Lebenslängliche – sie waren schon seit der Fünften da –, und sie saßen an solchen ersten Sonntagabenden herum, als wäre nichts. Die Neuen stießen gegeneinander, waren nervös

oder überfreundlich; manche fragten Chuck oder Ant nach dem Weg. »Ähm, L-Flügel?« Dann hoben Chuck oder Ant träge einen Arm und wiesen irgendwo hin, oder Chuck oder Ant sahen dem Neuen aufs Kinn oder auf ein Ohr, nie in die Augen, und sagten: »Du bist schon da.«

Bei entsprechender Neugier kamen Eltern auf die Etagen und sahen sich an, wo sie ihre Kinder zurückließen. Immer lächelten sie und sagten »Toll, das ist ja toll« und gaben flüsternd Ratschläge wie »Rück den Schreibtisch mal ans Fenster«. Aber meistens kamen die Neuen allein hoch, beladen mit Teilen ihres Zuhauses – Poster, Anlagen, Lieblingslampen.

Die Stillen, Schüchternen waren still und schüchtern, wodurch sie sich stärker exponierten als die, die versuchten, Freunde zu finden. Sie waren verloren. Meistens begannen die Schikanen schon in den unteren Klassen.

In jenem Jahr gab es in der Neunten einen namens Edward, der war eins zweiundneunzig und dünn. Er ließ die Schultern hängen und ging vorgebeugt, als fürchtete er sich davor, so groß zu sein. An jenem Sonntag kam sein Dad mit ihm auf die Etage, sie trugen zusammen eine riesige Metallkiste, die alle Blicke auf sich zog. Der einzige Unterschied zwischen Edward und seinem Dad war, dass sein Dad lächelte. Beide bückten sich, als sie durch Edwards neue Tür durchgingen. Drin waren seine neuen Zimmergenossen und machten große Augen, und auch andere waren neugierig auf die Kiste.

Edwards Dad lächelte weiter und sagte: »Ich weiß ja nicht, was du da in der Kiste hast, ich hoffe nur, sie lebt noch«, und er blies Gelächter aus der Nase und dazu einen Strang klaren Rotz, wovon er auf der Stelle aufhörte zu lachen. Er sah sich verlegen um und sagte: »Das ist Edward.«

Edwards Dad diente in Den Haag, und Edward hatte den Sommer in Holland verbracht. Auch er war ein Diplomatenkind, das so lange am St. Ebury blieb, wie seine Eltern im Ausland waren.

Seine beiden neuen Zimmergenossen waren nun auch einge-

troffen und packten aus und schwiegen, solange Edwards Dad noch da war.

»Verabschiede dich noch ein letztes Mal von deiner Mum«, sagte sein Dad.

Während Edward seinem Dad nach unten folgte, näherten sich seine beiden neuen Zimmergenossen der Truhe und spielten mit dem Schloss. Weitere neue Neuntklässler gingen hinein, und alle zerrten sie am Deckel und traten gegen die Kiste, anfangs noch sanft.

Als Edward wiederkam, rückten sie von der Kiste weg.

»Die kannst du nicht hierbehalten. Die ist zu groß. Damit kriegst du Ärger.«

»Damit kriegst du Ärger, Edward.«

»Was ist denn drin? Leer sie doch einfach aus.«

Edward trug die Hose hochgezogen.

Edwards Hemd steckte tief in der Hose.

Edward schlug auf dem Weg zur Kiste mit der Spitze seines großen Schuhs gegen die Ecke des Betts.

Als er sagte: »Da sind halt Sachen drin, nichts Besonderes«, war seine Stimme eine zittrige Version der seines Dads.

Als er die Kiste Wochen später öffnete, war sie voller hässlicher Schätze.

An jenem Sonntag gab es für alle, die wollten, ein Abendessen, aber keiner wollte. Neue wie Edward nahmen sich ein Buch und legten sich damit aufs Bett. Die pickligen Stillen lasen Science-Fiction oder was mit Zauberern.

Dieser Sonntag verging irgendwie immer schnell, obwohl jeder nervös war, weil es der erste Schultag war, oder wegen ihres neuen Zuhauses.

Julius kam an jenem Abend spät und sagte ganz nett Hi zu mir. Es war dunkel und beinahe still. Oben ließ jemand einen Basketball den Flur entlangprallen, dann hörte man Schritte, dann kam ein AUU, dann herrschte wieder Stille.

»Ich hab nicht gewusst, mit wem ich das Zimmer teile«, sagte Julius. Er hatte zwei große Reisetaschen dabei, die er in den

Schrank warf. Eine zog er auf, nahm Zahnbürste und eine Schachtel Zigaretten heraus und schob beides in die Hosentasche. »Schöner Abend«, sagte er, ging wieder hinaus und schloss leise die Tür.

Jeder musste an jedem Morgen um 7.15 Uhr wach sein, die Aufsichtsschüler hämmerten ab 6.45 Uhr an die Türen.

In jedem Flügel gab es einen Waschraum. Manche hatten mehr Duschen als andere, aber die meisten hatten drei, offene, in einer Reihe. Meistens warteten in jedem Waschraum ungefähr zehn darauf, dass eine Dusche frei wurde. Die meisten trugen beim Warten ein Handtuch. Manche trugen Latschen. Ein chinesischer Junge namens Patrick Chu trug Latschen, eine Duschhaube und Plastikhandschuhe und sah so komisch aus, dass sich keiner dazu aufraffte, ihn auszulachen. Gegenüber den Duschen gab es Bänke und Heizkörper, auf die man sich beim Warten setzen konnte, wenn man früh genug kam. Im Winter waren die Heizkörper das Beste.

Je länger die Leute im Bad blieben, desto älter waren sie meistens auch und desto weniger störte es sie, nackt zu sein. Zu Beginn des Jahres gab es immer ein paar Neue, die beim Duschen eine Badehose trugen. Sie warteten, bis sie an der Reihe waren, gingen rasch unter die Dusche, Blick zur Wand, damit sie den Wartenden den Rücken zukehrten, und verließen sie ebenso schnell, wie sie sie betreten hatten. Ein, zwei Wochen später beantworteten sie die Frage anders.

»Warum trägst du unter der Dusche eine Badehose?«

»Es ist wärmer so.«

»Warum trägst du unter der Dusche eine Badehose?«

»Das mach ich auch zu Hause.«

Und auf einmal gingen sie dann nackt drunter.

Die verschlafenen Augen aller schweiften jeden Morgen durch den heißen Dampf. Die Blicke stießen auf den Heizkörper, stießen auf die Duschen, stießen auf die Penisse des ganzen Flügels. Der traurige nasse Pilz gehört Chris. Das blauweiße

Ding in dem roten Nest gehört Archie, dem Schotten. Der Besitzer des halbsteifen Penis, von Morgenträumen so groß, dass er beim Umdrehen fast das Bein des Nachbarn streift, ist Carlos, und wenn Chuck ihn noch einmal halbsteif sieht, sagte er, tritt er drauf und bricht ihn durch, damit er nie mehr wächst. Man sah sich den von jedem an, aber wenn man unter der Dusche stand, sah man nie, dass einer hinsah.

Edward trug bei seiner ersten Dusche eine Badehose. Auf dem Rückweg zu ihrem Zimmer wollten Edwards neue Zimmergenossen ihn mit ihren nassen Handtüchern schlagen. Die Technik war neu für sie, daher trafen sie nur schlaff die Luft, statt nach Edwards Haut zu klatschen. Er hatte sein Handtuch fest um die Taille geschlungen, es wurde von seiner nassen neuen Badehose blau gefärbt, und er lachte wie einer, der sich entschieden hat, zu lachen statt zurückzuschlagen.

Julius kam im Handtuch aus unserem Zimmer, sah den Jungen nach, wie sie den Flur entlangrannten, und schlenderte später als alle anderen in den Waschraum. Er richtete es jeden Morgen so ein, dass er nie auf die Dusche zu warten brauchte, und duschte so lange, wie er Lust hatte.

Er war ein Schaubild dessen, was der Körper sein sollte. Wir betrachteten ihn in seinem Handtuch.

Am Ende des ersten vollen Schultags, als überall das Licht aus war, lag Julius auf dem unteren Bett und sagte zu mir: »Mann, bin ich vom Training fertig, gute Nacht.«

Er war ein Schlamper, aber er versuchte, sich zu ändern. Während der ersten Wochen ließ er seine Fußballsachen im ganzen Zimmer herumliegen. Die Socken so schweißnass, dass der Teppich feucht war, wenn er sie irgendwann mal aufhob.

»In diesem Zimmer riecht's nach Eiern und Achselhöhle«, sagte Chuck, und Ant sagte: »Nach wessen Eiern riecht das?« Schließlich sammelte Julius seine Klamotten auf, füllte Kopfkissenbezüge damit und warf sie in den Schrank für den Waschttag,

doch der Geruch hielt sich, bis jemand hereinkam und sagte, dass es stinkt. Julius versuchte, ordentlicher zu sein.

Er konnte mit seiner Präsenz einen Raum füllen, aber wenn man genauer hinsah, erkannte man, dass er manchmal ganz woanders war.

In der zweiten Schulnacht blickte Julius, nachdem das Licht aus war, zur Unterseite des Betts über ihm hinauf und sagte: »Ich hab mich mit einem unterhalten, der hat gesagt, dein Dad ist Botschafter in Australien oder so was.«

»Generalkonsul.«

»Okay.«

»Mmm.«

»Mann, ich bin ja so scheißmüde, gute Nacht.«

Julius' Vater war der amerikanische Botschafter in Kanada. Seine Residenz lag in Sutton, sieben Minuten zu Fuß von der Schule, aber er wollte unbedingt, dass Julius im Internat wohnte. Julius konnte nach Hause, so oft er wollte, aber theoretisch besagten die Schulregeln, dass man den Campus während der Woche nicht verlassen durfte und am Wochenende nur, wenn man jemanden hatte, zu dem man sich abmelden konnte. Julius ging an den meisten Wochenenden nach Hause, obwohl sein Vater wollte, dass er sich so gut wie möglich ins St. Ebury integrierte – um Teil seiner Kultur zu werden.

Der Aufenthalt seines Vaters in Kanada könnte wegen seiner kurzen Dauer in Erinnerung bleiben. Und er war in mancher Hinsicht ungewöhnlich. Witwer – ein alleinstehender Botschafter in einer Zeit, als es eine Seriosität des Alleinseins nicht mehr gab. Er nahm kein Blatt vor den Mund, doch wenn ich die Artikel durchsehe, die ich aufbewahrt habe, wurde er auch häufig falsch zitiert und falsch dargestellt. Vielleicht neige ich dazu, zu viel Verständnis für ihn zu haben. Er kannte mich nicht, ich war im Grunde aber verantwortlich für seinen Abschied.

Im Augenblick lese ich einen Artikel, laut dem es Männer gibt, die nach Geräuschen von U-Booten horchen. Die Männer sind in England, die U-Boote in der Arktis. Die Männer sind Kanadier, die U-Boote russische und amerikanische. Ich sehe die Männer vor mir, sie haben Kopfhörer auf, sie lauschen angestrengt nach gedämpften Signalen, Geräuschen, die vom Meeresboden abprallen und Geheimnisse verraten, die sie gar nicht verraten sollen.

Ich erinnere mich an jede Nacht, jede Einzelheit. Die frühen Tage der Liebe. In der dritten Nacht herrschte eine merkwürdige Stille. Um 19.30 Uhr war Lernstunde, und zwei Stunden lang gab es bis auf umgeblätterte Seiten und auf Schreibtische fallende Stifte keinen Laut. Zwei Stunden später waren die Lichter noch gedämpft, und die meisten Internen machten sich bettfertig. Alle Neuen sehnten sich nach einer Routine, bemühten sich, die Fremdheit nicht größer werden zu lassen. Wenn sie still sein konnten, ihre Hausaufgaben machen, ins Bett gehen, würde es ihnen nicht so sehr bewusst werden, wie seltsam es war, mit vierundachtzig Freunden und Fremden zusammenzuleben – dann konnten sie so tun, als wären sie allein. Dann konnte sich eine Stimmung auf alle senken.

Julius stellte erst sein Algebrabuch auf, starrte es an wie einen potentiellen Feind, legte es wieder hin, offen, schrieb ein paar Aufgaben ab, arbeitete eine halbe Stunde. Er seufzte. Er streckte sich und gähnte lautlos brüllend. Er schloss das Algebrabuch, zog *Philosophische Analyse* aus dem Regal über seinem Schreibtisch und schlug es in einer Art feierlichen Zeremonie zum ersten Mal auf. Er blies die Backen auf, blätterte eine Seite um, sah mich an, schloss das Buch. Er zog Chaucers *Canterbury Tales* heraus, es war die Version in modernem Englisch, die er eigentlich nicht lesen sollte.

Nach der Lernstunde sagte er zu mir: »Über Fürze lassen sich lustige Geschichten schreiben«, dann furzte er.



Colin McAdam

Fall

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74655-2

btb

Erscheinungstermin: Februar 2014

Die Diplomatenöhne Noel und Julius sind beste Freunde und Zimmergenossen im Elite-Internat von St. Ebury. Dann verlieben sich beide in die schöne Fall, Tochter aus gutem Hause. Sie entscheidet sich für den beliebten und gutaussehenden Julius. Noel, der als introvertierter Bücherwurm gilt, ist zutiefst gekränkt. Schnell wird daraus eine Belastungsprobe für ihre Freundschaft – doch die erste Liebe bedeutet für alle noch viel mehr: das Ende ihrer unbeschwerten Jugend.



[Der Titel im Katalog](#)